

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Band: 17 (1910)
Heft: 13

Anhang: Beilage zu Nummer 18 der "Päd. Blätter"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Besuch beim Patriarchen von Ferney.

Von Dr. P. Gregor Schwander O. S. B. in Sarnen.

Es war ein herrlicher Augusttag, als ich beschloß, die letzten freien Stunden meines Ferienaufenthaltes in Genf zu benützen, um das zu internationaler Berühmtheit gelangte Schloß Voltaires in Ferney zu besuchen. Von dem place de Chantepoulet aus fährt man mit der Trambahn durch den westlichen sanft ansteigenden Stadtteil, dann durch üppige Wiesen und Gelände in nordwestlicher Richtung gegen die Höhenzüge des Jura hin. Nach einer kleinen halben Stunde ist man bereits in Ferney angelangt, welches rund 50 m höher gelegen ist als der Spiegel des Genfersees.

Ferney, oder Ferney-Voltaire, ist eine langgestreckte Ortschaft und wird offiziell als ville de Ferney aufgeführt. Nach unsern Begriffen aber ist es ein nicht besonders schönes, aber auch nicht besonders schmutziges Bauerndorf mit allen Licht- und Schattenseiten eines solchen.

Beim Verlassen des Trams merkt man gleich, wer der Ortschaft Bedeutung und Namen gegeben, wer ihren ganzen und einzigen Ruhm ausmacht. Links von der Haltestelle steht mitten in einer gartenähnlichen, großen Anlage auf hohem Marmorpiedestale das sehr gelungene in Bronze gegossene Standbild Voltaires. Auf der Vorderseite des breiten Sockels prangen in goldenen Lettern die Worte: Au Patriarche de Ferney. 1694—1758—1778. Eine weitere Inschrift auf der Rückseite meldet dem Beschauer, daß die Statue von dem Genfer Bildhauer Lambert verfertigt, der Stadt Ferney geschenkt und am 27. Juli 1890 feierlich eingeweiht worden ist.

Geht man weiter einige hundert Schritte der Hauptstraße entlang, so gelangt man am Ende des Städtchens zu einer Lindenallee, welche nach links abweigend bis zum Gittertore eines weißen Herrschaftshauses führt, das auf einem kleinen Hügel, unmittelbar vor einem ziemlich ausgedehnten Parke liegt. Das ist das Schloß Voltaires, im einfachen Stile französischer Landhäuser des 18. Jahrhunderts gehalten. Voltaire bezog dieses Schloß definitiv im Herbst 1760, um es erst einige Wochen vor seinem Tode wieder zu verlassen.

Ferney verdankt tatsächlich seine heutige Ausdehnung, ja man kann sagen seine Existenz, Voltaire. Bei seiner Ankunft daselbst zählte das armselige Nest 80 Einwohner, in seinem Todesjahre dagegen bereits 1200, während die letzte Volkszählung nur mehr 1169 Seelen aufweist.

Davon sind, wie mir der Herr Pfarrer von Ferney freundlichst mitteilte, $\frac{2}{3}$ Katholiken und $\frac{1}{3}$ Protestanten, resp. Calviner.

Bevor man zu dem nach dem Schlosse führenden Wege kommt, geht man an der 1825 erbauten Pfarrkirche vorbei, eine einfache Landkirche, etwas zopfig, mit den landläufigen französischen Zutaten. Bis zu diesem Datum wurde die hart neben dem Schlosse stehende kleine Kapelle als Pfarrkirche benützt. Nachdem aber Ferney eine eigene Stadtpfarrkirche gebaut hatte, wurde jene alte Schloßkapelle ersetzt und an den damaligen Schloßherrn verkauft und dient jetzt als Keller. Wir werden später auf dieses berühmte Kirchlein zu sprechen kommen.

Ferney ist heutzutage nicht mehr jener internationale Wallfahrtsort, wie vor 140 Jahren, wo nach einer witzigen Bemerkung von Gustave Lanson in seiner Geschichte der franz. Literatur tout ce qui pensait ou qui se piquait de penser nach Ferney kam. Ich habe mich nach der Zahl der Besucher erkundigt, die gegenwärtig noch jährlich das Voltaire-Schloß besuchen; man schätzt sie auf 5 000—10 000.

Bevor man den Gang durch das Städtchen und hinauf zum Schlosse antritt, um dort zu meditieren und Bilder vergangener Zeiten vor seinem Geiste aufsteigen zu lassen, in deren Mittelpunkt immer die alles überragende Gestalt Voltaires, des Patriarchen von Ferney, steht, wird man gut tun, im Hotel de la Truite, eine kleine Viertelstunde auszurasten; die Forellen, welche dort als Spezialität serviert werden, sind über jegliches Lob erhaben.

* * *

Voltaire wurde 1694 in Paris geboren. Ein langes Leben sollte ihm beschieden sein; als 84-jähriger Greis erst starb er, nachdem er das 18. Jahrhundert so recht zum Jahrhundert Voltaires gemacht, der Gegenwart und der Folgezeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt, seine Philosophie eingeflößt, seine Absichten und Ziele auf sie hinübergepflanzt hatte.

Ein Knabe von 10 Jahren, Schüler des von den Jesuiten geleiteten Kollegs Louis le Grand, zeigte er bereits den aufsteigenden Unglauben und die ersten Spuren seiner spätern Gottlosigkeit. Mit Recht kann man von ihm sagen, daß sein Herz verderbt und Gott entfremdet war, ehe er die Tugend und Gott gekannt hatte. Sein Pate, ein gläubens- und sittenloser Geistlicher, de Châteauneuf, ein sog. Pfründen- oder Salonabbé, war sein eigentlicher Erzieher oder besser gesagt, sein Verföhrer. Unter der Leitung dieses Mannes hatte der kaum 3 Jahre alte Voltaire nicht bloß die Fabeln von Lafontaine, sondern auch die gläubenslosen Verse der Moïsade auswendig gelernt. Und jetzt wirkte dieser

würdige Pate all' den liebevollen erzieherischen Bemühungen der Jesuiten entgegen, begleitete den Knaben an Ferientagen in die Stadt und führte ihn dort in Kreise sittenloser Adelige, Dichter und Abbés ein, in denen frivole Religionspöttelei, Glaubenshaß und Gottlosigkeit, sowie jede Form der Ausschweifung an der Tagesordnung war.

Kein Wunder, daß Lehrer und Mitschüler sich immer mehr über seine Frechheit, seine Spottsucht, seinen Unglauben und seine Zügellosigkeit zu beklagen hatten. Als er endlich 1710 aus dem Kolleg schied, fügte der Rektor desselben neben dem Namen Voltaire folgende kurze Charakteristik hinzu: *Ingeniosus puer, insignis nebulo, ein pffiffiger Kerl, aber ein kolossaler Taugenichts.*

Voltaire, der nach dem Willen seines Vaters Jurisprudenz studieren sollte, ward nun Gelegenheitsdichter für die Schöngeister und Lebemänner des Temple. Bald darauf verübte er seine ersten Spottgedichte, Pasquillen, in denen hochgestellte Persönlichkeiten, Höflinge, ja der Herrscher selbst angegriffen wurden. Dafür wies ihn die Polizei einigemal aus Paris aus, später wurde er sogar zweimal für längere Zeit in die Bastille gesteckt. Zwischen hinein führt er ein literarisches Vagabundenleben, geht von Schloß zu Schloß, schmarrt bei adeligen Herren, ist galanter Minnesänger und Galan sittenloser Damen, dichtet mehrere Tragödien, verfaßt religionsfeindliche Epen und Lehrgedichte. Sein Verkehr mit Lord Bolingbrooke bringt ihn zum erstenmal in Berührung mit dem englischen Deismus, er lernt von ihm nicht bloß seinen Unglauben und Religionshaß mit dem Mäntelchen tiefster Naturfrömmigkeit bedecken und eine neue Religion und Philosophie sich zusammenschneiden, sondern auch die praktische Lehre, daß Geld und Besitz von selbst zu Macht, Ehre und Unabhängigkeit führen.

Die Drucklegung von *Le Pour et le Contre*, dieser ersten systematischen Offenbarung des Voltaireschen Unglaubens, bringt ihn als Revolutionär in Konflikt mit der Regierung, die ihn 1726 nach England verbannt. Die *Henriade*, ein religiös-revolutionäres Manifest, das in Naturalismus und Indifferentismus ausstönt, und *Lettres Anglaises* sind die Früchte dieses Aufenthaltes. In den letztern erhebt er England auf Kosten Frankreichs, preist die Freisinnigkeit seiner Institutionen, seine Toleranz und Pressfreiheit, seine Naturwissenschaften, seine Philosophie und verübt unter Appell an die Revolution die schamlosesten Angriffe auf das Christentum.

1729 nach Frankreich zurückgekehrt, macht er als gelehriger Schüler Bolingbrookes unsaubere Finanzgeschäfte, die ihm in 3 Jahren mehrere Millionen Franken Gewinn einbringen. Allein nachdem einige seiner

Schriften durch Henkershand verbrannt worden waren, muß er in den nächsten Jahren Paris wieder verlassen und flieht nach Basel und Holland. Erst 1735 kehrt er wieder zurück, um von da an 1½ Jahrzehnte lang, 1735—1749, mit der ehebrecherischen *Marquise du Châtelet* in einer philosophischen Ehe zu leben. Die meiste Zeit bringen sie auf Schloß Cirey zu: man geistreichelt und wigelt, man dichtet und spielt Tragödie und Komödie, man singt und diniert, man liebelt und schmollt, man zankt sich und versöhnt sich, man philosophiert über Bacon und Shaftesbury, man liest Newton und Locke, man macht in Geometrie und Physik, man ist ein wenig Universalgenie.

Aber nicht die ganze Zeit war diesen schöngeistigen, gelehrten Spielereien gewidmet. Voltaire arbeitete damals schon an seinen Geschichtswerken: *Charles VII.* und *Siècle de Louis XIV.* Neben zahlreichen Oden, Epigrammen und Episteln stammen aus dieser Zeit die ersten Bearbeitungen der durch ihren verheerenden Einfluß ganz besonders bemerkenswerten Werke: *Mahomet* (1740) und *Pucelle* (1755) Ersteres ist ein antichristliches Tendenzstück reinsten Wassers, jede positive Religion wird darin als unvernünftig und hassenswert dargestellt und der hl. Krieg gegen die Vertreter und Prediger jeder, besonders aber der christlichen Religion gepredigt. In der *Pucelle* wird

„die Jungfrau von Orleans, die poesievollste Gestalt der franz. Geschichte, die Retterin Frankreichs, in herzloser Weise in den Pfuhl niedrigster Komik und Obszönität herabgezogen und mit ihr Glaube und Jungfräulichkeit, Rittertum und Ehre, Königtum und Adel, Sittlichkeit und Nationalruhm.“

(Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, Bd. V.) Dieses Schandbuch hat nach Maynard ebenso viele Sünden verursacht, als es Buchstaben enthält.

Mahomet, die *Pucelle* und die früher genannte *Henriade*, diese 3 Werke Voltaires zusammen bilden eine wahrhaft infernale Trilogie: Die *Henriade* wird von Condorcet in seinem *Vie de Voltaire* ganz richtig als das „Gedicht der Vernunft“ bezeichnet; mit gleichem Rechte könnte man dem *Mahomet* das „Gedicht des Fanatismus“, und die *Pucelle* das „Gedicht des Schmutzes“ nennen.

Im Jahre 1738 veröffentlichte Voltaire ein wissenschaftlich sein sollendes Werk: „*Elemente der Philosophie Newtons*“; in Wirklichkeit ist es aber ein glattes, leichtes Opus, dem der religionsfeindliche Inhalt zur Empfehlung dienen muß. Ein weiteres Werk desselben Jahres: *Discours sur l'homme* enthält 7 Vehrgebichte über den Menschen, seine Natur, seine Rechte, sein Ziel und Ende. In der 4. und 5. Epistel schlägt Voltaire einen besonders zynischen Ton an, sein

Epikuräismus und Hedonismus kommen dabei in krasser Weise zum Vorschein:

„Quittons les voluptés pour pouvoir les reprendre“.

In Briefen, die aus derselben Zeit stammen, drückt Voltaire dieselben Gedanken mit rücksichtslosester Offenheit aus:

„Le plaisir, hoc est omnis homo. Le plaisir est le but universel; qui l'attrappe a fait son salut.“

Obgleich diese leichteren Lehrgebichte oft den logischen Zusammenhang und eine tiefere Auffassung ganz vermissen lassen, waren sie doch gefällig und leicht geschrieben und übten einen furchtbar entsetzlichen Einfluß auf das lesende Publikum aus.

Wir übergehen ganz die 1740 und 1743 bei Friedrich II. in Berlin gemachten diplomatischen Besuche und Bemühungen; Voltaire stand mit ihm schon seit Jahren in eifrigem Briefwechsel und hatte ihm bereits früher die Pucelle mit verschiedenen philosophischen Abhandlungen zugesandt. 1746 gelingt es Voltaire, nach 14-jähriger Anstrengung, Mitglied der Akademie zu werden. Es wäre ermüdend, all' die Künste, Intriguen, Heucheleien und Schmeicheleien nur einigermaßen im Detail aufzuführen, die er zu diesem Zwecke bei den geistlichen Mitgliedern der Akademie, bei den Jesuiten und bei Papst Benedikt XIV. in Szene setzte; wir begnügen uns, festzustellen, daß er erklärte, wenn unter seinem Namen eine Seite gedruckt worden sei, welche auch nur den lehten Dorflüster ärgern könnte, so sei er bereit, alles zu zerreißen, er wolle ruhig leben und sterben im Schoße der katholischen, apostolischen, römischen Kirche &c. &c. Allein alle diese Tiraden würden wohl nicht zum Ziele geführt haben, da man den alten Komödianten nur zu gut kannte, wenn ihm nicht eine allmächtige Helferin und Beschützerin erstanden wäre in der Favoritin des Königs, der Mehrgertochter Antoinette Poisson, die um diese Zeit als die berühmte und berühmte *Marquise Pompadour* in die franz. Geschichte eintritt. Als Lohn für die Schmeicheleien gegenüber dieser allesvermögenden Dame erhält Voltaire nicht bloß das Patent eines franz. Historiographen, sondern er wird auch zum königlichen Kammerherrn ernannt, und 1746 endlich, nach Beseitigung aller Hindernisse, einstimmig unter die Zahl der 40 Unsterblichen aufgenommen.

In den folgenden Jahren verfaßt Voltaire mitten in einem Leben voll Intriguen, Prozessen und Verwicklungen aller Art eine ganze Anzahl seiner berühmten Romane, z. B. *Candide* *Scarmentado* &c. Durch alle geht ein Zug tiefen Pessimismus, sie sind eine bittere Satyre auf die Menschheit, ja nach Kreitens Ausdruck

„eine Banterotterklärung der physischen und moralischen Welt.“ (Reiten, Voltaire.)

Der 1749 erfolgte schreckliche Tod der Mad. du Châtelet brachte Voltaire wieder nach Paris zurück. Jetzt nimmt er seine Nichte, Mad. Denis, als Haushälterin zu sich und führt fortan in einem eigenen prächtigen Hause ein Leben auf großem Fuße. Zu gleicher Zeit fällt er bei Hofe wegen seiner Impertinenzen in Ungnade, und alle seine Bemühungen, die frühere Gunst wieder zu erlangen, scheitern vollständig. Darum scheint es ihm das Geratenste, wiederum eine Zeit lang aus Paris zu verschwinden, und so reist er denn im Sommer 1750 zu längerem Aufenthalt an den Hof Friedrich II. nach Berlin.

Dieser fast 3-jährige Aufenthalt an dem freigeistigen preußischen Hofe, im engsten freundschaftlichen Verkehr mit dem deistischen Philosophen auf dem Throne, der tägliche Umgang mit der berühmten Tafelrunde Friedrich II., dieser außerlesenen Schar von französischen, englischen und italienischen Atheisten, Lebemännern, Botenreißern und Spöttern, hat Voltaires Haß gegen das Christentum zur vollsten Blüte gebracht. Erst jetzt wird Voltaire ganz Voltaire, der Mann des offenen, systematischen, fanatischen Hasses, der das beständige Kriegsgeschrei gegen die „Infame“ erhebt, der leitende böse Geist der spätern Encyclopädie mit ihren grundstürzenden Ideen; hier entstand bei einem königlichen Souper im Hirne Voltaires zuerst der Gedanke, ein gefälliges Handbuch der Aufklärung zu schreiben, in dem alle Waffen zur Bekämpfung des „Aberglaubens“ niedergelegt werden sollten: es ist der 12 Jahre später erschienene *Dictionnaire philosophique*.

Allein, obgleich Voltaire Kammerherr des Preußenkönigs mit 20000 Fr. Pension wurde, den Verdienstorden erhielt und von allen Seiten umschmeichelt war, sollte seines Bleibens in Berlin doch nicht allzu lange mehr sein. Spannungen, Eifersüchteleien stellen sich ein; Intriguen aller Art spielen; Pamphlete entstehen wieder unter Voltaires Hand, in denen er selbst „den großen Plato“ (Friedrich II.) ein wenig lächerlich macht; überdies verwickelt er sich in eine wüste Geldgeschichte mit einem Juden. Das alles zusammen verwirkt ihm die königliche Gunst, so daß er sich endlich genötigt sieht, im März 1753 „den hochwürdigen Vater Abt“ zu verlassen.

Trotz des aufregenden Schlemmerlebens in Berlin hatte Voltaire dennoch Zeit gefunden, mehrere poetische prosaische Schriften zu verfassen oder zu vollenden. So erschien in Berlin nach 20jähriger Arbeit, 1752, das nationalste Werk Voltaires,

Le siècle de Louis XIV. das nicht bloß von ungläubigen, sondern auch von

gläubigen Katholiken als eine gründlich studierte, relativ unparteilich gehaltene, (Reiten) durchweg klassisch geschriebene Geschichte dieses großen Zeitalters betrachtet wird.

Freilich sagt der gewiß unverdächtige Lanson:

Culte de la raison, haine de la religion, voilà le sens essentiel du siècle de Louis XIV.

Zu gleicher Zeit publizierte Voltaire das philosophische Gedicht: *La loi naturelle*, eine poetische Anpreisung des Deismus und Naturalismus, eine Aufforderung zur religiösen Toleranz, zu deren Aufrechterhaltung er selbst an die polizeilichen Machtmittel des Staates appelliert, ein Werk voll philosophischer Widersprüche, gespickt mit historischen Lügen und Verdrehungen. Dasselbe Urteil muß gefällt werden über den 1758 erschienenen *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations*.

Voltaires Wunsch und Mad. Denis Bestreben war es, den Hof in Versailles wieder günstig zu stimmen, aber es gelang nicht. So sah sich denn der greise, tränkliche Philosoph nach seiner Abreise von Berlin gezwungen, immer an der Grenze Frankreichs, in Frankfurt, Mainz, Straßburg, Kolmar, sich aufhaltend, bessere Zeiten abzuwarten. In der letztgenannten Stadt kam er in große Verlegenheit. Da der Bischof von Basel ihm mit dem Kirchenbann drohte, wenn er die Osterpflicht, 1754, nicht erfülle, so entschloß er sich, in Kolmar öffentlich zur Kommunion zu gehen. Unter den „Philosophen“ nannte man diese sakrilegische Heuchelei nur Voltaires erste Kommunion. Als ihm Friedrich darob Vorwürfe machen ließ

„über das Vergerniß, das er im Reiche Satans gegeben habe,“ antwortete Voltaire: „Ist es denn ein Verbrechen, wenn ein Teufel in die Messe geht, wenn er sich in Pfaffenland befindet?“

Auch die Benediktiner von Senones erhielten für einen Monat seinen Besuch. Aber der gelehrte fromme Abt Dom Calmet ahnte nicht, daß Voltaire ihn und sein Kloster betrog; arbeitete Voltaire fleißig in der Klosterbibliothek, so sammelte er aus Kirchenvätern und Konzilien nur Schwierigkeiten und Einwürfe gegen die Offenbarung und die hl. Bücher, auch stahl er dem Kloster bei seiner Abreise mehrere seltene Werke und Handschriften.

Endlich zog Voltaire nach Lyon, überall jedoch wurde der Autor der *Pucelle* wie eine Teufelserscheinung gemieden und verfolgt. Vor Weihnachten 1754 flieht er nach Genf, kauft sich dort die *Ville Sur St. Jean*, ebenso das Landhaus *Monrion* bei Lausanne. Seine Genfer Villa läßt er, da er nicht in einem Hause wohnen will, welches den Namen eines Heiligen trage, rasch in *Délices* umbtaufen.

Das schreckliche Erdbeben von Lissabon liefert ihm 1755 den Stoff zu einem gottlosen Gedicht: *Le désastre de Lisbonne*, in dem er sich gegen den christlichen Optimismus und den Trost des Gottsglaubens wendet. Als Voltaire in Lausanne ein Theater einrichtete und seine frivolen Stücke aufführen ließ, erhob sich die Orthodoxie gegen ihn, und er mußte diese Stadt verlassen. Da er jedoch, wie ein schlauer Fuchs, stets zwei Schlupflöcher gegen die verfolgenden Hunde haben mußte, wie er selbst sagt, so wollte er statt der aufgegebenen Lausanner Villa, die auf Berner Territorium lag, eine neue Besitzung auf franz. Boden erwerben, um im Notfalle rasch einen gefährdeten Aufenthalt mit einem gastfreundlichen Lande vertauschen zu können. So kaufte er 1758 das hart an der Genfer Grenze befindliche Schloß Tournay und im gleichen Jahre die etwas mehr gegen den Jura zu gelegene Herrschaft Ferney. Von jetzt schrieb sich der Sohn des ehemaligen gut bürgerlichen Notars ganz aus eigener Machtvollkommenheit:

„Franz v. Voltaire, ordentlicher Kammerjunker des Königs, Graf von Tournay und Ferney.“



Seitdem Voltaire mit seiner Nichte in Ferney eingezogen ist, 1760, beginnt die zweite Periode seines Lebens. Er ist nicht mehr der fahrende Sänger, der ein aufgeregtes Wanderleben führt; er hat ausgelernt, er ist reif; fortan braucht er von niemanden mehr zu fliehen, jetzt verschanzt er sich in seinem Hause und läßt die Welt zu sich kommen. Von seinem Arbeitszimmer aus beherrscht er die Welt, er ist mit einem Wort der Philosoph, der legendäre Patriarch von Ferney.

Diese letzten 20 Jahre seines Lebens sind nicht etwa Jahre der Ruhe, sondern eine Zeit der staunenswertesten geistigen Regsamkeit und eines Tätigkeitstriebes, der ihn durchschnittlich 14 Stunden täglich arbeiten ließ. Stellen wir uns in Ferney vor dem Standbilde Voltaires auf, so gibt uns die rechte Seite desselben einen kleinen Einblick in die öffentliche, soziale Tätigkeit dieses Mannes. Wir lesen daselbst:

„Au bienfaiteur de Ferney. Voltaire fait construire plus de 100 maisons. Il donne à la ville une église, une école, un hôpital, le réservoir et la fontaine. Il prête de l'argent sans intérêts aux communes environnantes. Il fait désécher les marais du pays, il établit des foires et des marchés, il nourrit les habitants pendant la disette de 1771.“

Das alles macht einen recht guten Eindruck, aber zur bessern Kenntnis unseres Mannes sind einige Bemerkungen und Zusätze nicht überflüssig. Neben dem Schlosse stand die ursprüngliche Pfarrkirche, diese hatte Voltaire gleich zu Beginn seiner Herrschaft eigenmächtig abreißen lassen. Der Bischof leitete deswegen einen Prozeß gegen ihn ein,

und obgleich Voltaire sich in wenig Tagen das kanonische Recht aneignete, um mit demselben gegen den Bischof auftreten zu können, wurde er doch schließlich verurteilt, die Kirche von Ferney wieder aufzubauen. Das ist die Kirche, die heute noch innerhalb der Umfriedungsmauer dicht neben dem Schloßgebäude steht. Der Eingang befindet sich westlich, dem Schlosse zugekehrt. Ueber demselben erhebt sich ein kleiner Turm mit einer Uhr, überragt von einem hohen eisernen Kreuze, dessen Spitze der franz. Hahn zielt. Ueber dem Portale befindet sich noch die Marmortafel mit der von Voltaire herrührenden Inschrift: *Deo erexit Voltaire MDCC LXI.* Welche Unsumme von Spott und Heuchelei, Frivolität und selbst Blasphemie liegt in diesen Worten! Man bedenke nur, daß seit Lukians Zeiten kein größerer Religionspötker, kein wüsterer Gotteslästerer gelebt hat als Voltaire.

War Voltaire Atheist? Ja und nein. Oeffentlich wollte er es nicht sein, er bekannte sich vielmehr zum Deismus, einer Lehre, die nicht die Existenz Gottes an sich leugnet, sondern nur der christlichen Auffassung von Gott feindlich gegenüber steht. Freilich, wenn man Voltaires Gottesbegriff logisch weiter verfolgt, so verflüchtigt er sich einem unter der Hand. Voltaire leugnet die Vorsehung, damit auch die Allwissenheit, die Allmacht und die Liebe Gottes zu den Menschen, und folgerichtig mußte er Gottes Existenz überhaupt leugnen.

Auf das vielgenannte und bewunderte Wort Voltaires: *Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer*, darf man also nicht allzu viel Gewicht legen; auf jeden Fall ist es grundfalsch, wenn er deswegen zum Vorkämpfer gegen den Atheismus gemacht wird, wie das z. B. in Pierers Konversationslexikon geschieht.

Voltaire leugnete auch nicht immer und überall die Notwendigkeit der Religion, obgleich er der größte Feind der traditionellen christlichen Religion war, von welcher er alle Uebel, alles Elend, alle Kriege, alle Armut in Frankreich, ja in ganz Europa herleitete. In seinem *Dictionnaire philosophique* findet man in dem Artikel „Religion“ den Zusatz: *Si vous avez une bourgade à gouverner, il faut qu'elle ait une religion.* Er und sein Freundeskreis, die Philosophen, die Träger der Aufklärung und der Intelligenz, (les honnêtes gens) bedürfen zwar nicht der Religion, dagegen fordert Voltaire Religion für die Bauern, für das niedrige dumme Volk überhaupt, für den Pöbel, die Canaille, wie er sagt; diesen muß eine höhere, drohende Gerechtigkeit vor Augen stehen, sonst fangen sie an zu stehlen und Gewalttätigkeiten zu verüben und könnten so die wohlverdiente Ruhe, den sorglosen Besitz und den süßen Genuß der Philosophen stören! Gott war für Voltaire höchstens ein

praktisches Postulat seiner Vernunft, aber sein eigenes Herz war dabei nicht interessiert, niemals hat er die Beziehung erfasst zwischen der metaphysischen Idee Gottes und der wirklichen, fühlbaren Gottesüberzeugung der einfachen und demütigen Menschen, die nicht viel und lange nachdenken und philosophieren, dafür aber lieben und hoffen.

Kommen wir wieder zur Kirche Voltaires zurück. Selbst an den Papst wandte sich der Kirchenbauer, um Reliquien für dieselbe zu erlangen. Durch Vermittelung des Herzogs von Choiseul erhielt er zwar nicht, was er gewünscht hatte,

„einen ganzen hl. Leib oder doch einen Fuß oder Flügel,“ wie er in einem Briefe spöttisch sich ausgedrückt hatte, sondern einen Teil vom Bußgürtel des hl. Franz v. Assisi. Diese Kapelle ist es auch, in welcher Voltaire 1768 das verübte Sakrilegium beging. Da seine vielen gottlosen Schriften die gläubigen Elemente Frankreichs gegen ihn aufgebracht hatten und dadurch die Gefahr einer Verfolgung für ihn entstanden war, so inszenierte Voltaire wieder einmal eine Bekehrung, beichtete (!) während der Karwoche bei einem fremden Mönche und trat am Ostermorgen einen feierlichen Kirchengang an und empfing die hl. Kommunion. Nachher wendete er sich gegen das staunende Volk und predigte mit flammender Beredsamkeit gegen den Diebstahl.

Noch einmal gelang es Voltaire, in der nächsten Osterzeit das Heiligste zu verhöhnen und ein Sakrileg zu erzwingen, um des Bischofes und der Priester zu spotten. Er stellte sich zu diesem Zwecke sterbenskrank, ein Arzt mußte die Todesgefahr bescheinigen. Aber da es ohne Widerruf keine Sakramente gab, so unterzeichnete Voltaire nach langem Sträuben endlich das vorgelegte bischöfliche Schriftstück und wiederholte das Bekenntnis vor mehreren Priestern und einem Notar. Sobald er die Kommunion empfangen hatte, sprang er aus dem Bett und fing an zu spotten und zu lästern.

* *

Obgleich der Aufenthalt Voltaires in Ferney die Zeit seines Greisenalters ist, so sind diese 20 Jahre doch die Zeit seiner höchsten Schaffenskraft. Freilich ist es hier nicht der Dichter mehr, sondern der Philosoph, welcher schreibt, und Frankreich, ja ganz Europa mit den Produkten seiner Feder geradezu überschwemmt.

Vorerst stand er mit der ganzen literarischen und politischen Welt im Briefwechsel. Die letzten Ausgaben seiner Briefe weisen 10300 Stück auf, und von diesen stammen $\frac{3}{4}$ aus Ferney. Diese Briefe sind adressiert an Engländer, Spanier, Italiener, Schweizer, Deutsche, Russen,

an Könige und Kaiserinnen (Friedrich II. und Katharina II. von Rußland), an Minister, Marschälle, Magnaten, Magistraten, Dichter, Mathematiker, Negozianten, protestantische Prediger und katholische Priester, an Kardinäle und vornehme Frauen, Maitressen und Schauspielerinnen, selbst der Papst fehlt nicht in dieser Musterkarte der Menschheit. Diese Riesenkorrespondenz ist das Hauptwerk Voltaires; und will man Voltaire kennen lernen, wie er wirklich war, dachte, lebte und lebte, so muß man ihn in seinen Briefen suchen. In diesen „philosophischen, kritischen, politischen, poetischen, häretischen und teuflischen Briefen“, wie Voltaire selbst sagt, da zeigt er sich frei und natürlich, wahr und authentisch.

Zur Hälfte verdankt Voltaire diesen Briefen seinen gewaltigen Einfluß und zur Hälfte seinen gedruckten Schriften. Als ganz genialer Journalist weiß er, daß nicht langatmige Abhandlungen und schwerfällige Erörterungen rasch und allgemein auf die öffentliche Meinung bestimmend einwirken, sondern kurze, kaum einige Seiten umfassende Broschüren und Flugblätter, die in ununterbrochener Reihenfolge daherkommen, immer wieder die Neugierde der Leser reizen, die mit Geist und Geschmaç, mit Gefälligkeit und Leichtigkeit geschrieben sind. Gerade durch diese Eigenschaften ist Voltaire nach dem Urteile Göthes „der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäße Schriftsteller geworden.“

Diese kleinen Schriften, die Voltaire als rogatons (aufgewärmte Speisen) oder als petits pâtés chauds bezeichnet, sind fast unübersehbar, und franz. Literaturhistoriker sprechen geradezu von der „Fabrik in Ferney“. Man braucht nur die Titel dieser Schriften anzuführen, und man wird in Staunen geraten über die außerordentliche publizistische Vielseitigkeit und geistige Agilität, über welche der greise Voltaire in Ferney verfügte. Voltaire schrieb Articles, Catéchismes, Dialogues, Discours, Entretiens, Essais, Homélie, Lettres publiques, Notes, Observations, Pensées, Questions, Relations, Remarques, Réponses, Requêtes, Remontrances, Sentiments, Sermons u. u. Ferney war tatsächlich, um mit Baumgartner zu sprechen, das rührigste Redaktionsbureau der Welt.

Welches ist der Zweck, den Voltaire mit seiner Schreibseligkeit verfolgt? Wozu verwendet er den Reichtum seines Geistes und die spielende Leichtigkeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit? Er wollte den glühenden Haß fühlen, der seinen Geist und sein Herz erfüllte gegen die christliche Religion, gegen die katholische Kirche, gegen Priester und Gläubige; er wollte die ganze Welt vom religiösen Glauben, von der Liebe, Verehrung und Nachfolge Jesu Christi abwendig machen; er wollte

überall Aufklärung, Abfall, Irreligiösität und Gottlosigkeit predigen; er wollte nach seinen eigenen Worten *corrompre la jeunesse*.

Diesen Zwecken entsprechend stellt er der gewaltigen publizistischen Tätigkeit in Ferney eine ebenso intensive und fluchwürdig schlaue Colportage seiner Schriften an die Seite. Da es überall gegen das Eindringen des Voltaire'schen Giftes strenge Bücherverbote gab, so in Frankreich, Italien, Spanien und Oesterreich, so konnte der gerade Weg des Buchhandels nicht benutzt werden. Tausende von Exemplaren seiner Schriften ließ er zu unentgeltlicher Verteilung an geeignete Leser seinen Freunden zusenden. In seinem eigenen herrschaftlichen Wagen betreibt er Bücherschmuggel im Großen nach der Stadt Genf; schließlich kommt aber die Polizei doch auf seine Schliche, und ganze Ballen seiner schmutzigsten und gottlosesten Werke werden verbrannt. Aber Voltaire versucht einen neuen echten Schmugglertrick, er macht anonym bei der Polizei Anzeige, daß an dem und dem Tage beim Tore so und so eine neue große Sendung schlechter Schriften durchgeschmuggelt werden solle, und während die Genfer Gensdarmen daselbst nun getreulich Wache halten, bringen Voltaires Leute ihre schmutzige Ware unbehelligt auf anderem Wege innerhalb die Mauern der Stadt. An andern Orten unterhielt Voltaire eigene gutbezahlte Kolporteurs, welche seine gottlosen Schriften, die unter ganz unschuldigen Titeln (z. B. Predigten des P. Voltaire) gedruckt oder als Katechismen und Gesangsbücher eingebunden waren, als fromme Schriften verteilten, den Kaufleuten unter die Ware steckten, unter der Türschwelle hindurch oder durch das Fenster in die Bürgerhäuser praktizierten oder in die Schulbänke oder Kirchenstühle hineinlegten, damit die Jugend sie finden und lesen möge.

* * *

Voltaires Schriften sind zum großen Teil nichts anderes als Pamphlete. Voltaire ist voll Wiß, aber auch voll Hohn und persönlicher Rachelust; in ihm gährt ein wilder unversöhnlicher Haß, der ihn zu den fluchwürdigsten Gemeinheiten und Schmutzereien begeistert. Seine Mitmenschen, besonders aber seine Gegner und Feinde, anschwärzen, durch Lügen verkleinern, verspotten und lächerlich machen, verleumdern, zerreißen und zertreten: das ist ihm ein Hochgenuß. Er, der sonst immer Toleranz und allgemeine Menschenliebe predigt, überall für Denk-, Sprech- und Preßfreiheit eintritt, kann nicht einmal die kleinste und gerechteste Kritik ertragen, die sich gegen ihn richtet. Was seine Eitelkeit verletzt oder seine Eifersucht erregt, wird angegriffen, und es genügt ihm dabei nicht, seine Gegner höhnisch anzugrinsen, sondern wie ein Raubtier fällt er über sie her und zerfleischt sie. So wird das Pamphlet in Vers

und Prosa der furchtbarste Hebel der Voltaire'schen Wirksamkeit und seine eigentliche stärkste Waffe. Voltaire muß geradezu als der unerreichte Klassiker des Pamphletes bezeichnet werden. So mißhandelte er, um nur einige bedeutendere Namen zu nennen, den Dichter J. B. Rousseau, den Philosophen J. J. Rousseau, die Kritiker Fréron und Desfontaines, das Journal de Trévoux; so trieb er es mit Fürsten und Akademikern, mit Jesuiten, Jansenisten und Calvinern, mit Schauspielern, Geldmännern und Buchhändlern. Mit vollem Recht bezeichnet Baumgartner den größten Teil seiner kleinern Poesien, Satyren u. als „gereimte Injurien, Eulenspiegeleien und Teufeleien“.

Bleiben wir hier einen Augenblick nachdenkend stehen, so sehen wir die schwärzesten Schlagschatten auf das Charakterbild Voltäres fallen. Selbst Ranson, der persönlich auf dem Standpunkt der Glaubenslosigkeit steht und gewiß alle guten und lobenswerten Seiten an Voltaire hervorhebt, sagt von ihm, daß sein Egoismus ihn versteinert habe, und legt ihm folgende epitheta ornantia bei:

„Nervös reizbar, gallig, ränke- und rachsüchtig, eigennützig, lügnerisch, Ohrenbläser, unverschämt gemein, voll Leichtsinns und Bosheit, ohne alle Achtung vor sich und andern, im Grunde genommen immer un terrible gamin.“

Ist das nicht die allerbeste Uebersetzung jener Zensur, welche Voltaire als Anabe vom Rektor der Jesuiten erhalten hatte: insignis nebulo?

* * *

Der Patriarch von Fernex will aber der Philosoph *par excellence* sein. Kann man bei Voltaire von einer Philosophie im eigentlichen Sinne sprechen? Schon 1733 hatte er für die Marquise du Châtelet einen *traité de métaphysique* geschrieben, der aber erst nach seinem Tode veröffentlicht werden durfte. Von einer eigentlichen Metaphysik ist aber weder in dieser Schrift noch in den andern philosophischen Werken (le philosophe ignorant, 1766; Dieu et les hommes, 1769; traité de l'âme, 1776 u.) etwas zu finden. Voltäres metaphysische Anschauungen sind eine Zusammenfassung seines flachen Skeptizismus, seines Deismus und seines Unglaubens: Die Existenz Gottes, eines Schöpfers, wird bejaht, mindestens als wahrscheinlich hingestellt, dagegen werden die Vorsehung, die positive Offenbarung und das Wunder geläugnet. Die christliche Offenbarung ist Erfindung lügnerischer Priester. Die spiritualistische Auffassung der menschlichen Seele trifft vielleicht das Richtige, mehr Wahrscheinlichkeit besitzt aber die materialistische Vorstellung; auch der bloßen Materie hätte Gott die Fähigkeit zu denken verleihen können, ein aus Lode entlehnter Satz, der aber bei Voltaire ein bißchen Stedenpferd wird. Der Mensch ist das Erzeugnis

des Erdballes, bezüglich Wahlfreiheit und Selbstbestimmung erhebt er sich nicht über das Tier. Tugend und Laster sind relative Größen, sie hängen von Zeitströmungen und Entwicklungszuständen der Menschheit ab. Das Ehrgefühl reicht vollständig aus, um die Menschen tugendhaft zu machen und die menschliche Gesellschaft vor Auflösung zu bewahren. Diese Gedanken bilden die ganze Metaphysik, überhaupt die Philosophie Voltaires: eine Philosophie der Prinzipienlosigkeit, der Negation, der Verwilderung, der Revolution, einem defizienten Zeitalter auf den Leib geschnitten.

Dieselbe Geistesrichtung prägte Voltaire auch der größten literarischen Publikation seiner Zeit auf, der *Encyclopädie* (angefangen 1751, vollendet 1772, 28 Fol. Bd.) Obgleich Diderot und D'Alembert die hauptsächlichsten Verfasser derselben sind, so ist doch Voltaire die Seele und der Leiter des Ganzen, der Bannerträger der darin vertretenen destruktiven Tendenzen; ja die Verkörperung derselben. Voltaire war aber mit der *Encyclopädie* lange nicht in allen Punkten zufrieden, viele Artikel waren ihm zu sanft, zu schonungsvoll, zu wenig radikal und revolutionär, nicht ungläubig und infernal genug. Darum entschloß er sich 1764 zur Herausgabe seines *Dictionnaire philosophique portatif*, kurzweg *Le Portatif* genannt,

„eine wahre Taschenausgabe allen Gotteshasses, aller Geschichtslüge und jeglicher Gemeinheit, ein wahres Pandämonium in Duodez.“ (Reiten.)

D'Alembert bezeichnet dieses Werk, in welchem man eine systematische Darstellung und logische Entwicklung der Begriffe vergeblich sucht, dem jede Objektivität, jeder wissenschaftliche Charakter vollständig abgeht,

in lobendem Tone als ein Werk Satans, nie habe einer dem Teufel größere Dienste geleistet als sein Verfasser, dafür werde er sicherlich einst des Teufels erster Minister werden.

Gewiß ist nur, daß der handliche *Dictionnaire* mit seinen paar hundert Artikeln unendlich mehr geschadet hat als die 28 bändige *Encyclopädie*.

Der Kernpunkt der Voltaireschen Philosophie ist immer der Krieg gegen die Religion, gegen die christliche Religion, gegen Bibel und Evangelium. Die besondere Art und Weise seines Vorgehens, seine kühn angreifende Taktik, seine oratorischen Mittel, die buntschillernde Diktion, seine Scheinargumente, seine alleszersehbende Kritik, seine giftige Ironie, seine pilante, witzige Polemik: das alles ist etwas Voltaire besonders Eigenes, das spätere Schriftsteller erst von ihm lernen mußten, der Voltairianismus.

Wir haben bisher den Patriarchen von Ferney auf der Höhe seines Lebens und Schaffens betrachtet, und wir wundern uns wahrscheinlich nicht mehr, daß sein ganzes Sinnen und Trachten schließlich in einem einzigen fürchterlichen Worte sich konzentrierte: *Ecrasez l'infâme*, zertretet den Infamen (Christus) oder die Infame (die Kirche). 1761 fordert er Dalember auf:

„Verhunzen Sie die Infame, so sehr Sie können.“

Zuweilen steigert sich Voltaire's Haß und Verflörungswut zu krankhafter Höhe, so wenn er 1765 an Damilaville schreibt:

„Ecrasons l'infâme, écrasons-la le matin, écrasons-la le soir, écrasons-la jusqu'au dernier soupir.“

Unter sich brauchten Voltaire's Gefinnungsgegnossen als Lösungswort und Kriegsruß nur die Geheimformel: *Ecrlinf*. Kreiten hat sich die Mühe genommen, aus Voltaire's Briefen eine ganze Blumenlese zusammenzustellen von Kraftsprüchen mit dem ständigen blasphemischen Refrain: *Ecrlinf*. Einige Beispiele:

„Was mich am meisten freut und rührt, das ist der schöne Plan, den Gott Ihnen und den Freunden eingegeben, und dieser Plan ist *Ecrlinf*.“ „Bitten Sie Gott für ihn und *Ecrlinf*.“ „Bauet den Weinberg, Ib. Brüder, und *Ecrlinf*.“ „Empfehlen Sie mich dem Gebete der Gläubigen. *Orate fratres. Ecrlinf*.“ „Ich hoffe, noch einige Jahre zu leben, um meinen Bruder zu umarmen und ihm zu helfen beim *Ecrlinf*.“ „*Orate fratres*, und *Ecrlinf* so viel Sie können.“

Wenn wir Voltaire's ganzen Gotteshaß verstehen, der sich in diesem fortwährenden Kriegsgeschrei offenbart, so begreifen wir auch, daß er sich in manchen Briefen kurzerhand als Christe-Moque (Christus-spötter) unterschrieb.

* * *

Es fehlen nur wenig Züge mehr, um das Charakterbild Voltaire's vollständig zu machen. Die Erfahrung lehrt, daß Lüge und Heuchelei stets Geschwister sind. Voltaire war ein Meister in der Heuchelei. Geradezu abstoßend wirkt es z. B., wenn er am Schluß so mancher haßerfüllten glaubensfeindlichen Schrift noch ein „Gebet an Gott“ anfügt, den er um seinen Segen bittet zur Durchführung seiner gottelasterlichen Ideen (so in *Loi naturelle*, *Sur la tolérance* etc.) Wir sehen den Heuchler in Aktion bei den Benediktinern in Senones, wo er die Kerze in der Hand bei der Fronleichnamsprozession hinter dem Sanctissimum einherschreitet, er, der sonst bis an sein Ende nur mit der äußersten Verachtung von dem „Komödienwesen“ der kath. Sakramente spricht. Eine andere Form nimmt seine Heuchelei an, wenn er als Verfasser irgend einer schlechten Schrift in Gefahr gerät, polizeilich verfolgt zu werden; dann schreibt er nach allen Seiten hin und protestiert

mit aller Energie und unter Beibringung einer völlig zutreffenden und vernichtenden Selbstkritik gegen die Autorschaft (so bei *Lettres Anglaises*, *Pucelle*, *Portatif* etc.); zu gleicher Zeit aber ist er darauf bedacht, irgend anderswo neue, vermehrte und „verbesserte“ Auflagen desselben Werkes erscheinen zu lassen. Als satanisch und unendlich widrig empfinden wir die Heuchelei Voltaires, wenn er durch einen nicht ernst gemeinten Widerruf sakrilegische Kommunionen erzwingt und dann hintennach, wenn seine „Brüder in Beelzebub“ ihm seine „Bekehrung“ zum Vorwurf machen, selbst materiell beglaubigte Akte wieder vollständig in Abrede stellt und die vorgenommene Maske der Frömmigkeit rundweg abzulegen.

Mit der Heuchelei stand die Lüge in Voltaires Blut. Erfindung und Verdrehung, Schwindel und Unwahrheit, mit einem Wort die Lüge war für Voltaire führendes Prinzip bei seinem Arbeiten. Darum betrachten wir es als eine Selbstverständlichkeit, daß er ein eigenes System über die Lüge aufstellt:

„Für seinen Freund lügen, ist die erste Freundespflicht.“ „Die Lüge ist nur dann ein Vaster, wenn sie Böses stiftet, sie ist eine sehr große Tugend, wenn sie Gutes bringt. Seien Sie also tugendhafter als je zuvor. Man muß lügen wie ein Teufel, nicht furchtsam, nicht für eine Weile, sondern kühn und immer. . . . Lügt, meine Freunde, lügt, ich werde es euch bei Gelegenheit vergelten.“

Auch ein materialistischer Zug ist in Voltaires Schriften niedergelegt; seine moralischen und politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen gehören einem Menschen an, dessen Denken wesentlich auf das gegenwärtige Leben beschränkt ist. Dem entsprechend finden wir denn auch in seinem wirklichen Leben eine ausgesprochene Liebe zum Comfort, zu konkreten sinnlichen Genüssen, zu Luxus ausgeprägt. Damit verbindet sich ein Streben nach Geld und Gut, das nur in einer wirklichen Habsucht seine Erklärung findet. Denn die Geschäftskünste, deren er sich gegen seine Buchdrucker und Verleger zu wiederholten Malen bediente, die Geldmanipulationen mit Juden sind maßlos gemein und hätten genügt, einen gewöhnlichen Mann ins Zuchthaus zu bringen. Dazu kommt noch, daß Voltaire, der während der letzten 40 Jahre seines Lebens ein durchschnittliches Einkommen von 100'000 Livres zu verzehren hatte, den Staat bei Böllen, Abgaben und Postsendungen schwer betrog. Lepau hat in seiner Biographie Voltaires nachgerechnet, daß der Staat von Voltaire während seines 20jährigen Aufenthaltes in Ferny auf diese Weise um rund 800'000 Fr. geschädigt worden ist. Man vergleiche mit dieser Tatsache nun die entrüstungsvolle Predigt Voltaires gegen seine diebischen Bauern!

Ja, die Bauern, das ist halt etwas anderes! Unwillkürlich erinnert man sich an das Sprichwort: Quod licet Jovi, non licet ovi. Trotzdem Voltaire der Revolutionszeit die neuen Ideale und Postulate vortweggenommen hatte, so ist er doch nichts weniger als Demokrat. Von dem Volk spricht er nur im Tone prinzipieller Verachtung als von der „Gese, populace, canaille“; das Volk ist ihm eine Herde von „Ochsen, die ein Joch, einen Treiber und Futter bedürfen“.

Er hält das Volk für unfähig, selber Fortschritt und Wohlfahrt zu bewirken, alle Reformen müssen von Oben kommen, und deswegen bildet ein wohlthätiger Despot, wie er im absoluten Königtum gegeben war, sein politisches Ideal. Für eine Aufhebung der Standesunterschiede ist Voltaire nicht zu haben, das erscheint ihm als unmöglich und absurd, „es ist durchaus notwendig, daß es unwissende Schläder gebe“.

Das Volk sollte nicht einmal Anteil haben an der philosophischen Aufklärung, in Knechtschaft und Unwissenheit sollte es erhalten werden.

„Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben, ich verstehe für die anständigen Leute; denn was den Pöbel angeht, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen.“

Wie wir sehen, zieht Voltaire betreff Demokratie seine revolutionären, radikalen Krallen ein und kleidet sich in den Schafspelz eines konservativen Bourgeois und Kapitalisten.

* * *

Voltaire steht vor uns als ein Mann, ausgestattet mit den merkwürdigsten Eigenschaften, von denen die einen Bewunderung einflößten, die andern Ekel erregen und abstoßen mußten. In den letzten Jahren seines Lebens überwog aber die Bewunderung, die schließlich in rührseligen Enthusiasmus und zuweilen in sentimentale Idololatrie ausartete. So kam 1775 die 20jährige Madame Suard nach Ferney; es ist unbeschreiblich, mit welcher Andacht, mit welchem Feuer der Verehrung und Anbetung sie vor Voltaire wie vor ihrem Gotte kniete und den Patriarchen um seinen Segen bittet, ehe sie abreißt!

Dieser Enthusiasmus kommt auch in Paris zum Durchbruch, als Voltaire nach mehr als 20jähriger Abwesenheit von der Hauptstadt einige Monate vor seinem Tode (Febr. 1778) dorthin zurückkehrte. Wie ein Phänomen wurde er von den Parisern angestaunt, wie ein Abgott von der vornehmen Gesellschaft behandelt. Selbst Benjamin Franklin, der sich gerade damals als Gesandter in Paris aufhielt, wollte dem Tagesgötzen durch einen Besuch seine Ehrfurcht bezeugen und bat für seinen ihn begleitenden Enkel um den Segen des Patriarchen. Am 30. März endlich wurde sowohl Voltaire in Person, wie auch seine

Marmorbüste in der *Comédie Française* unter frenetischem Beifall von ganz Paris feierlich gekrönt. *De Maistre* sagt von diesem Ereignisse: „Heute hat Paris einen Mann gekrönt, den Sodoma gesteinigt hätte.“

Seit diesem Tage nimmt das Unwohlsein des greisen Dichterphilosophen immer mehr überhand. Schon vor einigen Monaten war er von heftigem Blutbrechen befallen worden, und da er „nicht auf den Schindanger geworfen werden wollte“, setzte er sich in Verbindung mit dem *Abbé Gaultier* und schrieb eine Art Widerruf. Seinen darob empörten Freunden bemerkte er:

„Sie wissen ja, wie es hierzulande zugeht. Man muß einwenig mit den Wölfen heulen, und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, so wollte ich mit einem Ruckschwanz in der Hand sterben.“

Diese Bemerkung bildet den Maßstab des Ernstes seiner Reicht und seines Widerrufs. Da der Erzbischof von Paris mit letzterm nicht zufrieden war, so wollte Gaultier wieder zu dem Kranken zurückkehren, wurde aber nicht mehr vorgelassen.

Vom 29. Mai, dem Tag vor seinem Tode, datieren die letzten Verse, welche Voltaire diktiert hat. Ich setze sie her, es sind die letzten überlegten Gedanken, welche diesem großveranlagten Geiste entstiegen sind und somit immerhin bedeutungsvoll.

„Tandis que j'ai vécu, on m'a vu hautement
Aux badauds effarés dire mon sentiment;
Je veux le dire encore dans le royaume sombre:
S'ils ont des préjugés, j'en guérirai leurs ombres.“

So viele sah'n mich hohen Sinn's in diesem Leben
Verwirrten Gaffern meine Ueberzeugung tünden;
Und auch im Schattenreich wünsch' ich kein andres Streben:
Plagt Vorurteil noch Geister, ich laß sie Heilung finden.“

Am folgenden Tag, 30. Mai 1778, zwei Monate nach seiner Ordnung, brachen für Voltaire die letzten Stunden an. Die „Brüder“ wachten mit teuflischer Vorsicht am Krankenlager ihres Patriarchen. Gaultier wurde erst vorgelassen, als der sterbende Voltaire bereits im Delirium lag und den vom Erzbischof entworfenen Widerruf nicht mehr unterzeichnen konnte. Der ihn behandelnde protestantische Arzt Dr. Tronchin, der eine authentische Darstellung der letzten Augenblicke des großen Christus Hassers hinterlassen hat, bezeugt, daß Voltaire in furchtbarer Verzweiflung gestorben sei.

„Denken Sie an die Raserei des Orestes, so starb Voltaire“.

Vom Sterbebette her hörte man verzweiflungsvolle Jammerrufe:

„Ich fühle eine Hand, die mich ergreift und zum Richterstuhle Gottes zerrt. Der Teufel ist da, er will mich packen; ich sehe ihn, ich sehe die Hölle, o verbergt sie mir.“

Ob das nur Halluzinationen waren oder die Lichtblicke einer versinkenden Seele? Gott weiß es.

„Von den Furien gepeitscht, verschied er“, schreibt Tronchin.

Nachdem Voltaire's Leiche in der Zisterzienser Abtei *Scellières* durch eine **Lüge** eine kirchliche Beerdigung erhalten hatte, verblieb sie daselbst bis 1791; in diesem Jahre wurden die Ueberreste ins Pantheon nach Paris übergeführt. Sein Herz kam später in die Nationalbibliothek. Der Behälter, der dasselbe umschließt, trägt die sehr zutreffende Inschrift: *Mon cœur est ici, mon esprit est partout.*

*

*

*

Rehren wir nach diesen notwendigen Abschweifungen wiederum nach Ferney zurück. Die gegenwärtigen Besitzer des Schlosses (Katholiken) gestatten nur einmal in der Woche, Mittwoch 5—7 Uhr nachmittags, den fremden Besuchern den Zutritt zu den Erinnerungen, die von Voltaire übriggeblieben und dort aufbewahrt werden. Man kann nur 2 Zimmer besichtigen, in denen man die Reliquien vereinigt hat. Das erste Zimmer enthält einige von Madame Denis gestiftete Möbel, der Wandschmuck besteht aus mehreren Gemälden von Tizian, Albano und Boucher. An der Wand rechts erhebt sich ein dem Stile des Zimmers vollständig angepaßtes marmornes Mausoleum. Der obere Teil, eine abgestumpfte Pyramide, ist mit einem offenbar aus der Jubiläumszeit stammenden Kranz behangen mit der Widmung: *Pays de Gex*. Der untere Teil, wahrscheinlich eine Nachbildung der in der Nationalbibliothek befindlichen Urne, trägt dieselbe Inschrift:

«*Mon esprit est partout, mon cœur est ici*».

Darüber unter dem Plafond lesen wir auf schwarzem Grund die Worte:

«*Mes mânes sont consolés, puisque mon cœur est au milieu de vous*».

Vielleicht ist Voltaire's Herz wirklich hieher übertragen worden, ich habe das nicht in Erfahrung bringen können. Rechts neben diesem Mausoleum befindet sich ein kleiner Glaskrank. Er enthält den Lorbeerkranz, mit welchem Voltaire's Büste in der *Comédie française* kurz vor des Dichters Tode gekrönt worden ist. Ebenso wird daselbst ein kleines Relief aufbewahrt, das die Einwohner von Gex darstellt, wie sie zur Zeit der Hungersnot 1771 Voltaire um Unterstützung bitten.

Das zweite Zimmer ist das Schlafzimmer Voltaire's. Dort steht noch sein Bett, in dem er gewöhnlich zu arbeiten pflegte. Die Gemälde erinnern an seine persönlichen Beziehungen, rechts ist das Porträt Friedrich II., am Fußende des Bettes das lebensgroße Bild Katharina II., das sie ihm selbst nach Ferney schickte. Natürlich fehlt nicht das Portrait der Madame du Châtelet. Ein kleineres Bild zeigt Voltaire im Jugend-

alter, eine Federzeichnung stellt ihn samt seinen Freunden dar. Ueber dem Bette hängt das Bild des Schauspielers Lekain, den Voltaire am meisten schätzte, weil er die von ihm geschaffenen Rollen am besten zu interpretieren verstand.

So gespannt auch mein Interesse war, es war kein Gefühl des Entzückens, das mich in diesen Räumlichkeiten erfüllte, ein kalter Schauer vielmehr lief durch meine Seele bei dem Gedanken, daß ich hier mitten in der diabolischen Werkstätte jenes Mannes stehe, aus dessen Feder Ströme von Unheil und Zerstörung in die Welt hinausgefloßen sind. Il a tué chez nous la religion, bekennet mit rückhaltloser Offenheit Danton, und er sagt damit nur die volle Wahrheit. [Voltaire ist tatsächlich der größte Lehrer des Unglaubens gewesen, er hat zuerst gelehrt, den Glauben als eine Torheit und die Gläubigen als Idioten zu behandeln.

Mit einem südfranzösischen Geistlichen, der zu gleicher Zeit mit mir diese Stätte besuchte, sprach ich über die Größe und Bedeutung Voltaires. Schließlich meinte er:

« J'admire son génie, mais je déteste l'homme et son caractère. »

Das ist vollständig das gleiche Urteil, das schon Friedrich II. über Voltaire gefällt hat. Sicher ist, daß man ganze Bibliotheken von Biographien durchstöbern muß, bis man auf ein Lebensbild stößt, das einen solchen Edel einflößt, wie dasjenige Voltaires.

* * *

Hier legte ich mir auch die Frage vor, ob Voltaire ein Genie gewesen, so wie wir dieses Wort verstehen. Man muß staunen über die Vielseitigkeit, ja Allseitigkeit seines Geistes, über seine fabelhafte Arbeitsleichtigkeit und riesige Produktivität, über seine beispiellose Plaudergabe, aber das alles ist Talent, viel, sehr viel Talent, esprit, wie die Franzosen sagen. Aber Genie kann man es nicht nennen; denn es fehlt ihm die Originalität, die Schöpferkraft, es fehlen die wahrhaft neuen Gedanken von bleibendem Werte, die befruchtend einwirken auf das Leben und die Entwicklung der Menschheit. Voltaire hat nur niedergelassen, er hat nichts aufgebaut; er hat keine Menschheitsprobleme gedacht, wie überhaupt die großen Dinge, die großen und vor allem die größten Ideen außerhalb seines geistigen Horizontes lagen. Von daher kommt es, daß Voltaire keinen Sinn für die Religion, für das Geheimnisvolle, für das Uebernatürliche, für das Unendliche hatte. Als prickelnder Schöngeist war er Diener und Organ des Zeitgeistes; den Ideen, die gleichsam in der Luft lagen, die sich ans Tageslicht

drängen und faßbar werden wollten, diente sein Geist als wunderbar angepaßte Filter. Jeder einengenden wissenschaftlichen Methode abhold, lag Voltaires außerordentliche Begabung mehr auf Seite der flatternden Phantasie als des spekulierenden konstruktiven Verstandes.

Groß sind die Verdienste Voltaires um die Entwicklung des franz. Dramas und der nationalen Literatur; unbestritten sei auch der Ruhm den er sich durch sein ausdauerndes Bemühen um Abstellung so mancher öffentlicher Mißbräuche, so vieler Härten und Ungerechtigkeiten in der Rechtspfegung erworben hat. Man mag ihn daher unter die großen, ja größten Männer seines Jahrhunderts rechnen. Wenn man nebenbei auch die Größe seines verderblichen Einflusses auf die Mit- und Nachwelt in Betracht zieht, so muß er jedenfalls „der größte“ genannt werden.



Verlassen wir das Schloß und durchschreiten wir noch den auf Befehl Voltaires nach englischem Muster angelegten Park. Da stoßen wir auf eine von einem Gitter umgebene Pappel, die nach der Legende von Voltaire selbst gepflanzt worden sein soll und heutzutage noch „der Voltairebaum“ genannt wird. Am Südrande des Parkes führt eine prächtige Weißbuchenallee (*les Charmilles*) wieder zum Schloß zurück. Durch die fensterartig ausgeschnittenen Oeffnungen in dem dichten, herrlichen Laubwerk genießt man eine wunderbare Aussicht auf die Hügel von *Prégnny*, *Saconnex* und die ganze gletscherstrahlende Mont-Blanc-Kette. Hier pflegte Voltaire, ehe er seine eigenen Tragödien spielte, in Theatergewandung einhergehend, die Hauptrollen einzustudieren.

Bevor wir von Ferney Abschied nehmen, kommen wir notwendig wieder zum Ausgangspunkt unserer Wanderung zurück, zum Standbilde Voltaires. Jetzt begreifen wir, warum es auf der linken Seite die Worte trägt: *Au Poète Philosophe*. Lange stand ich vor dieser Bronze-statue, und immer mehr gewann ich den Eindruck, daß dieser Lambert'sche Voltaire ein wahres Kunstwerk sei, wofern ein Kunstwerk in der vollen Wiedergabe des Wesens eines Dinges besteht. Da steht er vor uns, der merkwürdige Mann, im Gewande eines Grand Seigneur seiner Zeit, im langen, reichgefüllten Rock, in Kniehosen und Schnallenschuhen, die Rodenperücke auf dem Haupte, die ganze Gestalt, ein schwächlicher Greis, ein wenig vornüber gebeugt, wie wenn er in lebhafter Unterhaltung wogelnd und spöttelnd mit einem Vis-à-vis spräche, die Linke auf den berühmten Stock mit dem Rabenschnabel gestützt, mit der Rechten den Dreispiß unter dem Arme tragend. Das Wunderbarste ist der Kopf des Patriarchen: ein mageres, knöchiges Angeficht. Das spitze, stark

hervortretende Kinn, ebenso die lange spitze Nase lassen den fein geschnittenen, etwas jynischen Mund mit den schmalen Lippen nur um so schärfer hervortreten; ein unbeschreibliches sardonisches Lächeln, dieses Kennzeichen des großen satyrischen Spötters, flattert über das bartlose Antlitz dahin; über dieser kauistischen Miene blitzen schelmisch die stolzen Marsunkelaugen herab; den architektonischen Abschluß bildet die hohe, ein wenig zurücktretende Stirne.

Das ist das Bild des Mannes, der, wie er selber sagt, in der Jugend Amboss gewesen, aber lieber hatte Hammer werden wollen. Dieser Hammer hat das christliche Frankreich zertrümmert. O wie er mich angrinst von seinem Sockel herab, der alte hohnlächelnde Christus-Moque! Als ob er sehen könnte, daß 12 Jahre nach seinem Tode schon die Revolution ihr blutig Haupt erheben und unter Berufung auf Voltaire'sche Ideen die Vernunftgöttin auf den Hauptaltar von Notre Dame stellen werde?! Weiß er, daß die angiffslustigen Signale seiner Gecklinf-Trompete bei seinem Tode nicht verklungen sind, sondern fortönen bis in unsere Tage? Oder überfliegt sein scharfes Auge vielleicht mehr als ein ganzes Jahrhundert und sieht es, wie heutzutage die französische Regierung die Geschäfte Voltaires und der Encyclopädisten besorgt, einen erbitterten Kulturkampf führt gegen die Kirche und die christliche Schule, gegen Priester und Bischöfe, wie die legitimen Nachkommen Voltaires, die Freidenker und Freimaurer, offen und mutig die Zertrümmerung jeder Religion, ja den Tod Gottes selber fordern? Lacht er deswegen, weil er den Samen, den er unermüdlich gesät, im 20. Jahrhundert so reich, so üppig empor sprossen sieht? O dieses entsetzliche grinseude Lächeln! — Und Voltaire, der Hammer! Deutlich glaubte ich, seine dumpfen Schläge zu hören, welche auf die einst so jugendlich starke, erstgeborene Tochter der Kirche hageldicht niederfallen. Wird sie erliegen, oder wird sie siegend aufrecht bleiben? Wann wird der Tag anbrechen, wo ein neues, lebenskräftiges christliches Frankreich erstehen wird? — —

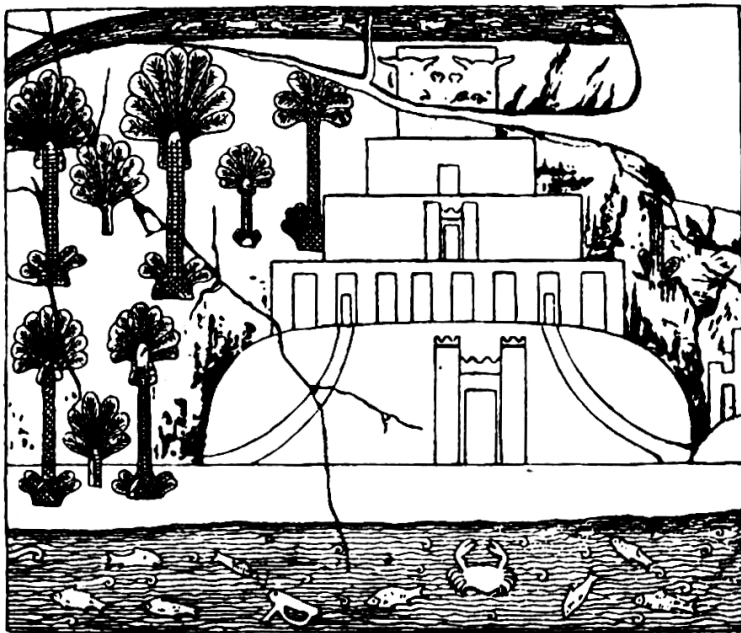
Sinnend stand ich so vor der Statue Voltaires und schaute hinauf und meditierte weiter. Erinnerungen wurden wach, neue Bilder tauchten fortwährend aus meiner Seele auf und reiheten sich kaleidoskopartig aneinander. Aber im fernen Westen, über Frankreichs blühenden Gefilden, wollte die Sonne bereits hinter die waldigen Gipfel des Jura versinken. Die ersten Schatten huschten leise über die Abhänge herunter und weckten mich aus meinen Träumereien. Die Zeit drängte. Voll ernster Gedanken, in gedrückter Stimmung, eine tiefe Traurigkeit im Gemüte, habe ich von Ferney und seinem Patriarchen Abschied genommen.

Kurze Zusammenstellung einiger Bestätigungen der biblischen Geschichte des alten Testaments durch die Ausgrabungen.

Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg.

Einleitung.

Schon seit hundert Jahren mühen sich die Gelehrten im fernen, unwirtlichen, gefährvollen Orient ab, tausendjährigen Schutt bis hinab auf das Grundwasser umzuwühlen, und die Nationen wetteifern mit steigendem, opferfreudigem Interesse, öde Hügel sich für die Grabung zu sichern. Es gilt, die Länder, worin sich die biblische



Geschichte abspielt, zu fragen, was sie von der biblischen Geschichte halten. Die Menschenstimmen versagten, die Wahrheit der hl. Schrift zu bestätigen; sie fanden zu viele Ohren, die nicht hören, Herzen, die nicht glauben wollten. Nun aber rufen die Steine des Morgenlandes:

Amen, ehrwürdiger Vater, Amen, Amen. Die Welt nimmt leider von der stillen Arbeit der Forscher noch zu wenig Notiz, und doch sollen diese neuen Erkenntnisse, diese Bestätigungen der Wahrheit der Bibel, hineindringen ins Leben, in die Schule und in den Religionsunterricht. Wie haben sich die Zeiten verändert! Bis tief in das letzte Jahrhundert hinein bildete das Alte Testament eine Welt für sich: es sprach von Zeiten, an deren jüngste Grenzen das klassische



Altertum eben noch heranreicht, und von Völkern, deren bei Griechen und Römern gar keine oder nur flüchtige Erwähnung geschieht. War es da verwunderlich, daß jeder, der wünschte, es gäbe keine Offenbarung, vom Alten Testament strich und strich, bis noch der Einband übrig blieb; wer mochte ihm beweisen, daß es echte und wahre Geschichte sei, was er als Fabel- und Märchenbuch beiseite schob?! Nachdem nun aber die Pyramiden und ägypt. Tempel sich geöffnet und die babylonischen und assyrischen Paläste sich aufgetan und Palästinas und Syriens älteste Stadttore sich erschlossen, da erheben sich allenthalben geistige Scheinwerfer, und eine Fülle von

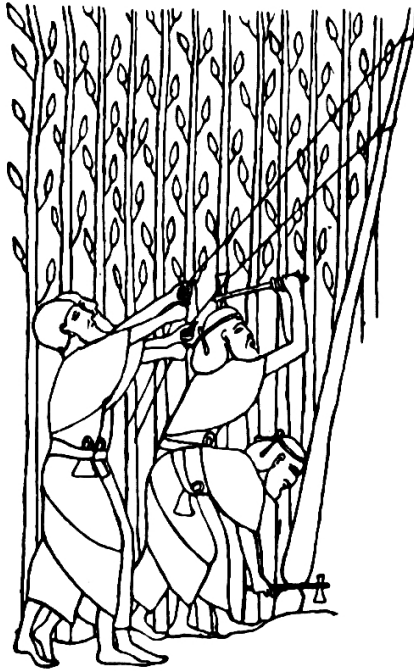


Licht durchleuchtet das ganze altehrwürdige, heilige Buch. Die Männer, welche die Bibel nennt, sind nun in die Profangeschichte eingetreten, und von vielen biblischen Ereignissen haben wir heute genauere, sicherere Kunde, als von den meisten Geschehnissen der ältern Schweizergeschichte, von Tell und Winkelried schon gar nicht zu reden.

Die Geschichte Abrahams.

1. Da lesen wir Gen. 10, 25, daß der 6. Vorfahr Abrahams Heber war und daß dieser zwei Söhne hatte, Phaleg und Joltan, und daß unter diesen eine Teilung der Völker sich ereignete und zwar etwa ums Jahr 2750. Phalegs Nachkommen sind Babylonier,

Jostans Söhne Südaraber. Trocken und leer ist diese Angabe. Anders erscheint sie uns, wenn wir aus der babylonischen Geschichte vernehmen, daß im Jahre 2232 ein nordarabischer Stamm, nachdem er sich langsam von Süd nach Nord und von Nord nach Ost vorwärts geschoben hatte, Babylonien eroberte und sich über das ganze Euphratgebiet ausbreitete. Das Denkmal der Völker-Scheidungen ist der Babylonische Turm. (Bild Nr. 1.)



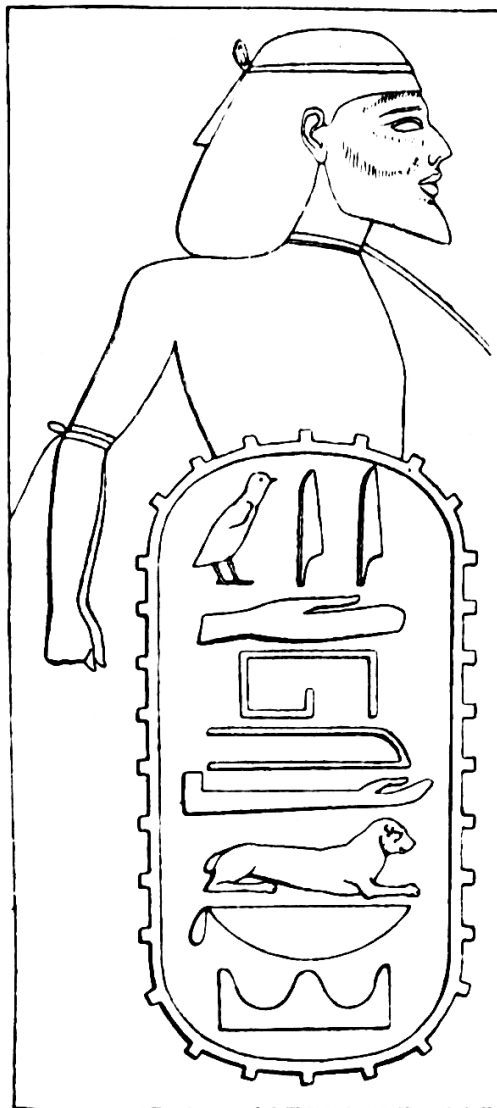
2. Abrahams Familie zog aus Ur nach Haran und Abraham mit Lot von da nach Sichem. Ein babylonisches Bild aus derselben Zeit gibt uns Kunde auch von andern reisenden Familien. (Nr. 2.)

3. Weil Abram aus Babylonien kam, so muß sein Name babylonisch sein; das ist er; in einem babyl. Kaufbriefe aus jener Zeit wird auch ein Abram genannt.

4. Im 14. Kapitel der Genesiss wird uns erzählt, daß die Städte am südlichen Jordan dreizehn Jahre unter der Herrschaft des Kudurlagamar von Elam gestanden seien.

Jetzt weiß man, daß es Elamiter gab, daß sie in Susa ihre Residenz hatten, bis ca. 2100 über Babylonien herrschten und tatsächlich Eroberungen bis ans Mittelmeer machten, und daß Kudurlagamar ein echt elamitischer Name ist.

5. Im gleichen Kapitel wird geschrieben, daß der Elamiterkönig, von Vasallenkönigen begleitet, die



Jordanstädte zerstörte (und dabei Lot gefangen nahm).¹⁾ Der erste, vornehmste Vasallenkönig wird Amraphel von Sinaar genannt.

Nun wissen wir, daß die Bewohner von Kanaan Babylonien Sinaar nannten und daß Amraphel kein anderer ist als der große König Hammurabi von Babel.¹⁾ Von ihm haben wir ein genaues Datum, und dieses stimmt mit der bibl. Zeitbestimmung für Abram überein, ferner haben wir zweifach sein Bild in Stein gehauen und

endlich das Gesetz, das er dem Volke gab, nachdem er Babylon aus der Knechtschaft der Elamiter befreit hatte. (Dies Gesetz, das gut 280 Paragraphen umfaßt, ist auf einem Steinblock geschrieben.)



Die Zeit der Patriarchen.

Für die Geschichte Isaaks, Jakobs, Josephs und seiner Brüder sind besonders drei ägyptische Denkmäler gerade aus ihrer Zeit von größter Bedeutung.

1. Die Geschichte des Sineh (auch Sinuhe).

Am 3. Februar 1971 floh der ägyptische Beamte Sineh bei einer Ver-

schwörung gegen den König aus Ägypten nach Palästina. Sobald er die Wüste betreten hatte, traf er einen Beduinen mit seinen Herden. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf und gab ihm Wasser und kochte ihm Milch. — Wasser und Milch gab auch Abraham seinen Gästen. — Dann führte er ihn zu seinen Angehörigen, und diese geleiteten ihn weiter zu einer andern Familie tiefer im Land

¹⁾ Daß die Namen nicht immer ganz gleich lauten, darf nicht auffallen; erstens sind die Vokale in den bibl. Namen nicht immer richtig, und zweitens nahm man es früher mit fremdländischen Namen nicht genau. Vgl. Milano - Mailand; Genève - Genf; Carolus Magnus - Charlemagne; Airolo - Airolo; Amenhotep - Amenophis usw.

— so wie Abraham seinen Gästen auch das Geleite gab. — Nach 1½ Jahren kam Sineh zu einem Fürsten, welcher ägyptisch verstand. (Dieses zeugt von starkem Verkehr zwischen Palästina und Aegypten.) Der Fürst gab ihm seine Tochter zur Frau — wie

Jethro dem
Moses — und
ein Gebiet

seines
Landes; da
war Ueber-
fluß an
Feigen und
Trauben

(mehr Wein
als Wasser),
an Honig und
Del, Frucht-
bäumen,

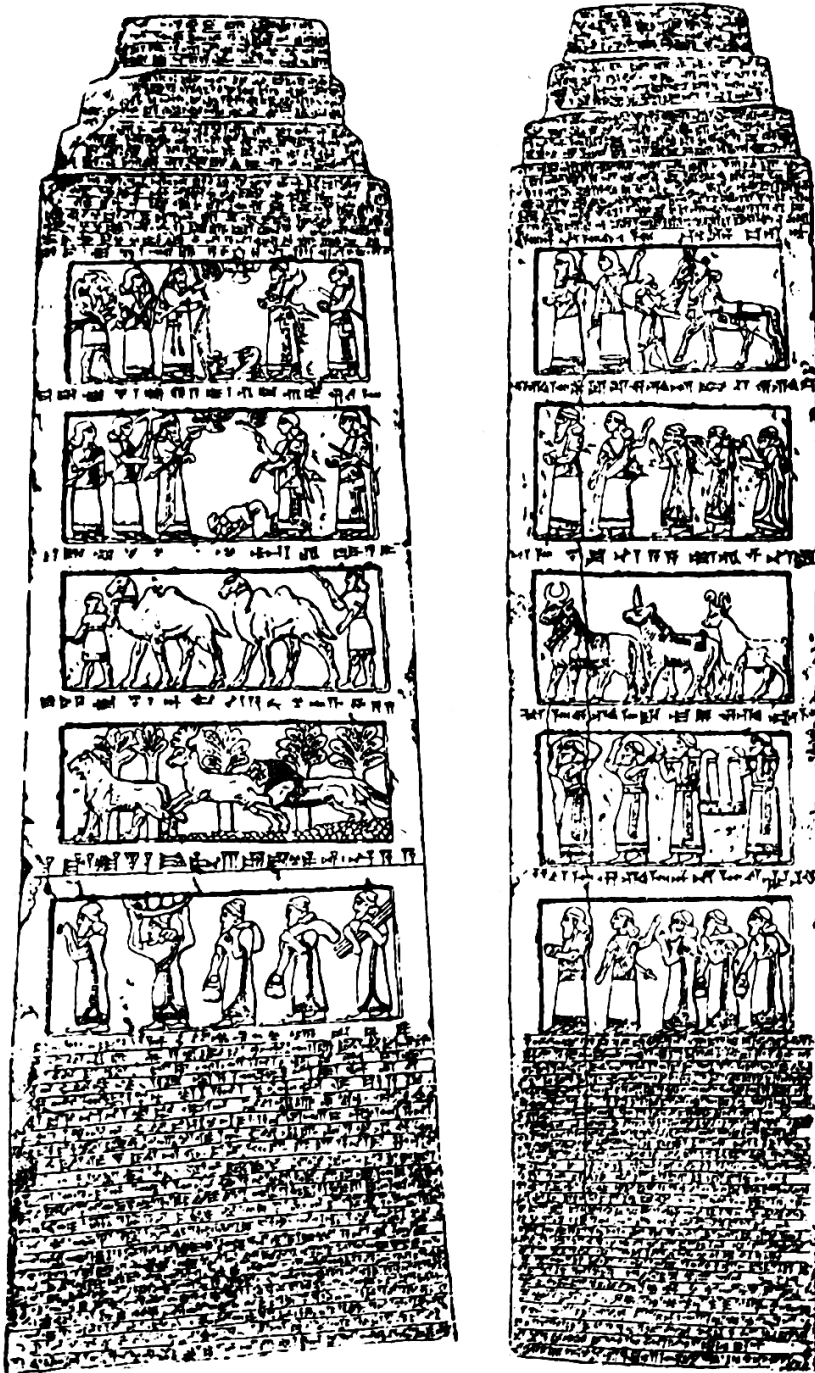
Weizen,
Gerste und
Vieh — es

ist eben das
Land, das
von Milch
und Honig
fließt — das

Wild fing
man mit
Fallen oder
durch die

Hunde, und
Wildbret galt
als vorzüg-
lich — darum
verlangte ja
auch Isaaß

von Esau ein solches. — Die Milch bereitete man auf verschiedene Weise zu — Abraham konnte deshalb den Gästen auch Butter vorsetzen. — Besonders suchte man die Zisternen zu schützen und die Feinde davon fernzuhalten — gerade wie die Bibel solches von



Isaak berichtet. — Nach langer Zeit, als Sineh durch seine Herden und durch einen Sieg reich geworden war, vernahm der Pharao, wo er sei und ließ ihn freundlich einladen, wieder heimzukommen. Sineh macht sich auf den Weg, und beim Betreten von Aegypten kommen schon die königlichen Gesandten mit beladenen Schiffen mit herrlichen Geschenken entgegen. — So tat es der Pharao auch dem Jakob. — Mit herrlichem Geleite ward Sineh nun in den Palast geführt und dort, weil er ein Beduine geworden war, geschoren und mit neuen Kleidern angetan — wie es von Joseph berichtet

wird, als er aus dem Kerker geholt wurde. — Jetzt war er weißleuchtend an Gewändern aus feiner Leinwand — wie Joseph am Tage seiner Erhöhung.



2. Das Bild in der Grabkammer des Thunhotep II. (auch Nunhotep) war Graf in Mittelägypten und ließ noch zu seinen Lebzeiten, wie alle Aegypter, sich ein prächtiges Grab erbauen und mit Bildern von Ereignissen aus seinem Leben schmücken. Eines dieser Ereignisse war die Ankunft von 37 Kanaanäern, welche ihm Augenschminke als Geschenk anboten und baten, sich in

seinem Gaue niederlassen zu dürfen. Dies geschah 1901 v. Chr. Dies Bild lehrt uns Mehreres. (Nr. 3.) Vor allem, daß die Aegypter Freunde mitten ins Land aufnahmen. So konnten die 70 Familienglieder Jakobs noch viel eher sich im Grenzgebiete niederlassen. Dann sehen wir auf dem Bilde in hellen, leuchtenden Farben die bunten Kleider der Kanaanäer, während der die Bittschrift überreichende Aegypter nur ein weißes Schurzkleid trägt. — Jakob gab Joseph so ein buntes Kleid. — Körner, woraus die Augenschminke hergestellt wurde, nahmen auch die Brüder Josephs mit, als sie zum zweitenmal nach Aegypten zogen 1896.

3. Eine Hungersnot entstand nicht selten in Aegypten. So

wissen wir z. B. von einer, die mehrere Jahre dauerte und zwar gerade um 1900 herum. — Nach der Bibel war die 7jährige von 1898 an. (Auch die spätere ägyptische Ueberlieferung kennt eine Hungersnot von 7 Jahren.)

4. Eine ägyptische Erzählung ist noch zu nennen, die Geschichte von Anepu und Batau. (?) Sie behandelt das ganz gleiche Geschehnis, das Joseph im Hause Putiphars berichtet; nur ist in der ägyptischen Erzählung das Weib noch schlechter — es verwundet sich, statt bloß den Mantel zurückzubehalten.



Die Zeit des Moses.

Für die Geschichte des Moses dürfen wir keine deutlichen Nachrichten erwarten; denn die Ägypter reden auf den Denkmälern nicht gerne und nur unklar und von Unglücksfällen des Landes. Bis jetzt weiß man nur, warum die Pharaonen gegen die Israeliten so hart wurden.

1. Um's Jahr 1700 herum kam ein fremdes Volk, die Hyksos, nach Ägypten und eroberte die nördliche Hälfte und behielt sie bis 1583, wo Ahmoses I. sie besiegte und vertrieb. Da von da an das Hauptheer im Norden war, auch der König selber oft dort Residenz nahm, gab es viel zu bauen, und dafür nahm man nun gerade die Israeliten, die in der gleichen Gegend wohnten.

2. Besonders großartige Kriegstaten vollführte der mächtige Thutmoses III., der 54 Jahre regierte und „nach langer Zeit“, wie die Bibel sagt, im Jahre 1448 starb.

3. Direktes Zeugnis von der Arbeit der Hebräer geben die Ruinen der Städte, die aus Ziegelsteinen erbaut waren, und die vielen Abbildungen, worauf man Hebräer im Feld und in den Ziegelhütten arbeiten sieht.



4. Daß die Israeliten durch die Vermittlung des Moses ein ausgedehnt genaues Gesetz erhielten, kann keine Unmöglichkeit mehr genannt werden, seit wir das große Gesetz des Hammurabi kennen, das schon 600 Jahre früher erlassen worden.

Der Einzug in Palästina 1408.

1. Das Hauptzeugnis für zahllose Einzelheiten wie für die Hauptsache dieser Zeit bilden die Amarna Briefe. Das sind Ziegelplatten, die in babylonischer Keilschrift beschrieben sind. Sie sind ein Teil der gesammelten Korrespondenzen, die am ägyptischen Hofe zwischen 1428—1360 v. Chr. einliefen und 1888 wieder gefunden wurden und in Berlin aufbewahrt werden. Sie tragen sehr viel zum Verständnis und zur

Bestätigung der hl. Schrift bei; denn ein Teil der Briefe stammt gerade aus Palästina, wo ebenso gerade in jener Zeit nach der Bibel die Israeliten oder Hebräer einziehen. Davon geben wirklich die Briefe ein beredtes Zeugnis; denn darin liest man überall von den Hebräern (Habiri), wie sie Stück um Stück, Stadt um Stadt des Landes erobern. Die Schreiber der Briefe sind die Städtekönige, die von den Hebräern bedrängt und verdrängt wurden.

2. Gegenwärtig wird die Stadt Jericho ausgegraben und da lehren die Ruinen deutlich, daß Jericho wirklich ums Jahr 1400

zerstört wurde und zwar auf einmal (es wurde nicht, wie viele andere Städte, langsam verlassen).

3. Von Josue wird in der hl. Schrift berichtet, er habe das Volk bald nach dem Uebergang über den Jordan in Galgala mit Steinmessern beschnitten. Später habe man die Messer gesammelt und sie in sein Grab gelegt. Josues Grab fand man in den Bergen von Ephraim, ebenso die Steinmesser darin; ebenso noch solche in Galgala. (Die Steinmesser haben also kein fabelhaftes Alter; auch in Aegypten brauchte man sie zum Beschniden.)



Die Zeit der Richter.

1. Nach Jahre dauerndem Kriege erhielten endlich die israelitischen Niederlassungen festen Bestand. Der Pharao Sethos I. kann deshalb berichten, daß er im Jahre 1340 bei einem Kriegszuge am Libanon Gefangene aus dem Stamme Aser machte. Vom Libanon holte sich auch Sethos Zedern; die Leute, die sie ihm fällen, sind Israeliten aus dem Stamme Aser. (Nr. 4.)

2. Um's Jahr 1240 nennt Mer-en-ptah Kanaan schon Israel.

3. Von 1200 ab sind die ärgsten Feinde Israels für lange Zeit die Philister. Schon vorher mögen einige Vorschübe dieses Volkes im südl. Palästina gewohnt haben, aber ihre eigentliche Bedeutung beginnt nach den Inschriften des Pharao Ramses III. erst um 1200 herum, wo diese Philister mit andern ihnen verwandten

Stämmen sogar Aegypten zu erobern versuchten, aber nach einigen See- und Landschlachten nach Kanaan verschlagen wurden, das von da an den Namen Belesta-land oder Palästina erhält.

Die Zeit der Könige.

Diese Zeit ist besonders reich an bibl. Bestätigungen. Bevor Israel Könige hatte, war es ohne große Bedeutung für die Nachbarn; überdies war in der Richterzeit weder Aegypten noch Babylonien oder Assyrien stark genug, um Eroberungen bis ans Mittelmeer zu machen. Vom Jahre 900 an ungefähr erstarkten Aegypten und Assyrien, und Palästina wurde nun das beiderseitige Ziel der Eroberungen. Deshalb sind in der Königszeit die Beziehungen Israels mit den großen Nachbarn zahlreicher und dadurch auch die biblischen Bestätigungen. Es seien einige genannt.

1. Im 5. Jahre Roboams, 928, eroberte und plünderte der Pharao Sisa (auch Sisa) ganz Judäa. Das wird bestätigt durch die große Inschrift auf einem Tempel, den Sisa erbaute. Er ließ die Städte als Gefangene zeichnen, auf deren Brust, von einer Ringmauer umgeben, der Namen der Stadt geschrieben steht. Der Name Jerusalems ist leider mit vielen andern zerstört. Das Bild Nr. 5 zeigt den Namen Judahmelech = Juda des Königs.

2. Ein Jahr vor seinem Tode nahm Ahab von Israel mit vielen andern Königen von Vorderasien an einer Schlacht gegen den König Salmanassar II. von Assyrien teil; er wurde besiegt, und damit wurde er und sein Land Untertan von Assyrien 854. Salmanassar II. nennt Ahab in seinen Inschriften.

3. Als Ahab gestorben war, fiel der Moabiterkönig Mesa von Israel ab. Ahabs Sohn, Joram, unternahm einen Krieg gegen ihn. Als aber dieser auf der Stadtmauer seinen Sohn dem Gözen Ramos opferte, flohen die Israeliten entsetzt. Mesa blieb unbeseigt und errichtete sich ein Sieges-Denkmal, worin er beschreibt, wie er sich von Ahab und seinen Söhnen befreit habe. Das Denkmal (Nr. 6) ist in Paris. (Die Schrift darauf ist die phönizische, und diese ist die älteste Form unseres Abc's.)

4. Der König, welcher Ahabs Geschlecht ausrottete, war Jehu. Auch dieser stand unter der Oberherrschaft Salmanassars II. Noch im Jahre 842, wo er Jezabel hatte töten lassen, zahlte er dem Salmanassar die Abgaben, wie es auf dem Bilde Nr. 7 dargestellt ist. Die kleine knieende Person zu oberst ist Jehu, die vor ihm Salmanassar; die andern tragen die Abgaben.

5. Der letzte König von Israel hieß Osee, wie der Prophet zu jener Zeit. Er hatte mit den Soldaten seinen Vorgänger Phazez (auch Phakee) erschlagen. Deshalb lesen wir in den Inschriften des großen assyrischen Königs Tiglatpilesar III. (auch Teglathphalasar): „Phazez erschlugen sie und setzten Osee als König über sich.“

6. Osee wurde von Salmanassar in Samaria geschlagen und belagert. — Salmanassar IV. war der Nachfolger Tiglatpilesars III. Er starb vor den Mauern von Samaria, ihm folgte sogleich sein Sohn Sargon II, der Samaria eroberte und die Israeliten in die Gefangenschaft führte. So wohl nach der Bibel wie nach den Inschriften geschah dies im Jahre 722.

7. In der Bibel wird einmal Sargons Feldherr Turtan genannt; Ungläubige (z. B. Voltaire) lachten darüber; nun finden wir Sargon und seinen Turtan auf Bildern (Bild No. 8).

8. Der König Ezechias von Juda ließ, wie die hl. Schrift erzählt, ein Wasserleitungstunnel bauen. Dies hat man gefunden und zudem darin eine Inschrift, welche erzählt, wie man es gemacht habe und wie groß es sei, und wie die Arbeiter sich gefreut haben, als sie in der Mitte aufeinander trafen. (Sie hatten also von beiden Seiten angefangen zu graben, wie man es heute bei den Tunneln tut.)

9. Senacherib (auch Sennacherib) kam sowohl nach den Nachrichten der Bibel wie nach seinen eigenen Inschriften im Jahre 701 nach Palästina und eroberte es von neuem; besonders wollte er Jerusalem zerstören. Zuerst schlug er, wie die Bibel sagt, sein Lager in Lachis auf; auf einem Bilde (No. 9), das Senacherib hatte machen lassen, sehen wir dieses Lager und wie die Bewohner der rings um Jerusalem gelegenen Städte ihm huldigen.

10. Ezechias wurde von Senacherib in Jerusalem belagert; Jerusalem aber konnte nicht erobert werden; denn der Engel der Pest tötete die Hauptmacht der Assyrier, so daß Senacherib heimziehen mußte. Auch Senacherib berichtet in seinen Inschriften von dieser Belagerung; er sagt, er habe Ezechias in Jerusalem wie den Vogel in einem Käfig eingesperrt. Aber Senacherib sagt nicht, warum er diesen Vogel nicht aus dem Käfig nahm; er verschweigt das Unglück, das ihn traf.

11. Von Manasses sagt die Bibel, daß die Assyrier ihn nach Babylon gefangen führten und nicht nach Ninive, wie man erwartet; denn Ninive war die Hauptstadt der Assyrier. Nun wissen wir, daß der damalige König der Assyrier auch König über Babylon war und dort gerne und oft residierte.

12. Der Prophet Jeremiaß zog einige Jahre nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit vielen Juden nach Aegypten; eine bedeutende jüdische Niederlassung befand sich, wie die Ausgrabungen uns lehren, in Oberägypten, bei Assuan, wo die Juden sogar sich einen neuen Tempel gebaut hatten.

13. Die reichen Juden wurden nach Babylon in die Gefangenschaft geführt; dort finden wir in den Geschäftsbüchern des großen Handelshauses Muraschu die Namen vieler solcher Juden.

Die Zeit nach der Gefangenschaft.

In dieser Zeit begannen die Griechen Geschichte zu schreiben; deshalb hatten wir von jeher für diese Zeit genug Nachrichten, welche die bibl. Geschichte rechtfertigten und bestätigten; darum wurde auch dieser letzte Abschnitt der Bibel nicht mehr bezweifelt. Daher seien nur noch 3 Punkte berührt.

1. Von Cyrus, dem König, welcher Babylon eroberte, mit dem Daniel verkehrte und der die Juden wieder heimlehren ließ, haben wir das Grabdenkmal mit seinem Bildnis. Er ist wie ein Engel geschmückt mit Flügeln, weil er so gut und mächtig wirkte, wie ein Engel Gottes. (No. 10.)

2. Die Samariter konnten die Juden fast zwanzig Jahre hindurch verhindern, den Tempel fertig zu bauen. Der Perserkönig Darius I. aber gab ihnen die endgültige Erlaubnis. Ein Bild auf einer Inschrift (No. 11) stellt Darius dar, wie er nach einem Kriege die Gefangenen mustert.

3. Der Erbauer der Ringmauern des neuen Jerusalem war Nehemiaß. Das Haupt der Samariter, die ihn daran hindern wollten, war Sanaballat. An die Söhne dieses Sannaballat und an Johannes, den damaligen Hohenpriester von Jerusalem, schickten die Juden von Assuan (siehe voriges Kapitel 12) Briefe, von denen man das Konzept gefunden hat. (Die Aegypter hatten den Juden von Assuan den Tempel zerstört, nun baten sie zuerst den Hohenpriester von Jerusalem und dann die Fürsten von Samaria, sie möchten ihnen helfen.)

Abschluß.

Diese kurze Zusammenstellung einiger Bestätigungen d. hl. Schrift, a. T's, soll genügen; es sind Stichproben. Noch überall und immer, wo man bis jetzt etwas ausgegraben und entziffert hat, was zur Bibel in Beziehung stehen kann, machte man die gleiche Erfahrung: Bibel und Geschichte stimmen überein. Hat man auch zeitweilig dies oder das als

Widerspruch ausgegeben, es kam bald die Zeit, welche das falsche in der Arbeit des betreffenden Gelehrten fand, nicht aber in der Bibel. Alle Räthsel sind noch nicht gelöst, für alles wird man überhaupt keine Bestätigung durch Ausgrabungen finden; wie sollte man in Babylonien oder Aegypten für innerpolitische oder innerreligiöse Tatsachen und Ereignisse von Palästina Bestätigungen erwarten dürfen. Aus dem, was wir bis jetzt schon haben, geht aber zur Genüge hervor: es war der Geist der Wahrheit, der die hl. Schriftsteller leitete und inspirierte, als sie die Bücher schrieben: das alte Testament ist ein Geschichtsbuch im vollen Wortsinne.



Pädagogisches Allerlei.

Zur Behandlung von Gedichten. Vor einer Unart und päd. Sünde, die sich immer weiter zu verbreiten scheint, vor der Zerstückelung der poet. Stücke ist auf das Allerernstlichste zu warnen. Es ist wie alles voreilige Kritifizieren, ein heilloßes Tun. Gewiß, auch ich bin ein Freund klarer Erkenntnis, hasse die Finsternis und die Dunkelheit; aber ich gestehe offen, in betreff poet. Stücke sind sie mir, wenn diese sonst nur gut sind, Phantasie und Gemüt anregen, lieber als die zerstörende Bergliederung und schulmeisterliche Haarspalterei. — Zu grammatischen Zwecken ein Lied verwenden, heißt einen Helden totschiagen oder eine Grazie würgen, um an der Leiche zeigen zu können, auch solch' ein Wunderbild bestehe bloß aus Haut, Kumpf und Gliedmaßen.

Dieserweg. (Rheinische Blätter f. Erz. u. Unt., 1838 S. 437).

Preisaufgaben: Der Verlag von Reclams „Universum“ stellt seinen Lesern folgende zwölf Preisfragen: 1. Wie erziehe ich mein Kind zur Pflichttreue in Schule und Haus? 2. Wie erhalte ich mein Kind sittlich rein? 3. Wie mache ich mein Kind selbständig? 4. Wie erwecke ich in meinem Kind die Freude an der Natur und die Liebe zur Tierwelt? 5. Wie erziehe ich mein Kind zu Menschenliebe, Mitleid und Selbstlosigkeit? 6. Wie erhalte ich meinem Kind den Sinn für einfache Freuden? 7. Wie erziehe ich mein Kind zur Wahrheit? 8. Wie erziehe ich mein Kind zu Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit? 9. Wie wecke und pflege ich das Kunstverständnis und die Kunstfreude meines Kindes? 10. Wie stärke ich den Mut meines Kindes, bekämpfe seine Furchtsamkeit und gewöhne es an Selbstbeherrschung? 11. Wie stärke ich in meinem Kind den Begriff Freundschaft und bekämpfe in ihm Neid und Klatschsucht? — Der Termin für die Beantwortung der ersten Frage ist allerdings bereits verfloßen. Die weiteren 11 Fragen gelangen einzeln in angemessenen Zwischenräumen zur Ausschreibung. Für die besten Beantwortungen dieser Fragen setzt der Verl. Preise im Gesamtbetrag von 3000 Fr. aus. Bei jeder der zwölf Preisfragen gelangen folgende zehn Einzelpreise an die prämierten Einsender zur Verteilung: Erster Preis 100 Mk. Zweiter Preis 50 Mk. Dritter Preis 30 Mk. 4.—10. Preis je 10 Mk. in bar oder in Büchern nach freier Auswahl aus Reclams Verlagskatalog. Bedingung für die Beteiligung an dem Preisauschreiben: Zur Einsendung berechtigt sind alle Leser des Universums. Die Einsendungen sind zu adressieren: An die Redaktion von Reclams Universum, Preisauschreiben betreffend, Leipzig, Inselstraße 22. — Jeder Einsendung ist ein Kennwort voranzusetzen. Der Name des Einsenders darf weder auf der Einsendung noch in einem Begleitschreiben genannt sein. Ein verschlossenes Kuvert mit dem gleichen Kennwort muß den Namen des Verfassers und dessen genaue Adresse erhalten. (Umfang ca. 1200 Silben.) — Die preisgekrönten Einsendungen gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlags Philipp Reclam jun. über.